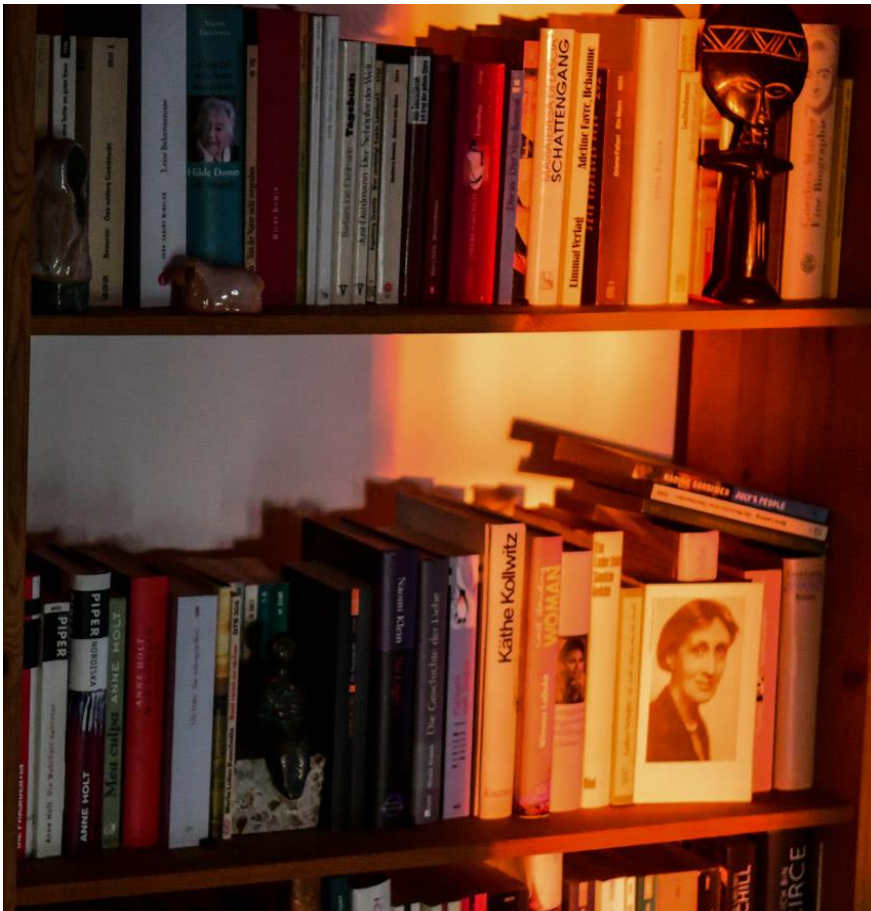


„Wir alle tragen eine Familienbibliothek mit uns“ (Anna Katharina Hahn)



Bücherwände. Voll. Dicke Wälzer. Dünne Broschüren. Dazwischen eingelegte Blätter. Ausgeschnittene Zeitungsartikel. Taschenbücher in Klein- und Großformat. Jahreseditionen. Abonnements. Eigenpublikationen. Gesammelte Werke. Romane. Lyrik. Sachbücher. Klassiker und Einmallektüre. Biographien.

Ja, Biographien.

Wir alle tragen eine Familienbibliothek mit uns.

Schleppen uns ab. Stöhnen. Schwitzen. Sind Geschwister von Sisyphus, dem von den Göttern Gestraften. Tragen eine Last, die wir nie loswerden. Die uns nach und nach beugt und krümmt.

Eine Familienbibliothek.

Den Vaterroman, aufgebaut auf den Großväterromanen. Mit dominanten Persönlichkeiten, was nicht heißt, dass sie stark waren. Eher schwach und daher dominant. Nicht selten gewalttätig. Was nicht heißt, dass sie stark waren. Eher schwach und daher gewalttätig.

Väterromane, die davon erzählen, wie wichtig Fleiß, Ordnung und Pflicht waren. Pflicht vor allem. Nur nicht aufmucken. Nur nicht gegenleben.

Die Großväter sind noch marschiert. Manche zweimal im letzten Jahrhundert, wenn sie Glück hatten. Bringen ihre Traumata mit sich. Reden nicht. Schweigen ein Leben lang ein Lebensschweigen, das zum Trauer- und dann auch Todesschweigen wird. Sind verstummt vor dem, was sie sich selber und vor allem anderen angetan haben. Und dann taucht das Trauma, nachdem es eine oder zwei Generationen übersprungen hat, in den Nacht- und Tagträumen der Enkel und Urenkel plötzlich mit aller Gewalt wieder auf. Hat sich unkenntlich gemacht. Wer denkt schon, dass der eigene Schmerz gar nicht der eigene ist, sondern einhundert Jahre alt...

Familienbibliotheken.

Müttergeschichten.

Zu selten welche, in denen sie, die Mütter, ein eigenständiges Leben erzählen.

Viel zu oft, meistens, Mustergeschichten. Jung geheiratet. Den Beruf, sofern es einen gab, aufgegeben, weil das erste Kind früh kam. Dann das zweite, das dritte und vierte und... Die nächsten dreißig Jahre waren vergeben. Keine eigene Altersversorgung. Die Falle war zugeschnappt und wird nicht wieder aufgehen und freigeben.

Müttergeschichten vom Großputz am Samstag. Kuchen nach dem Spaziergang am Sonntagnachmittag. Kinder versorgen, wecken, Vesperbrote für die Schule, Waschen, Putzen, Bügeln und Kochen, Spülen und Aufräumen. Verwandtschaftsbesuche für den Sonntag organisieren. Später, viel später dann, wenn sich wieder Spielräume öffnen würden (Spiel!!-Räume) werden die eigene Mutter und Schwiegermutter krank und versorgungsbedürftig. Da ist nichts mit Spiel. Pflicht! Und dazu: Konflikte vermeiden und unter den Teppich kehren. Genauso die eigenen Wünsche und Sehnsüchte verbergen. Bis sie nicht mehr sichtbar sind. So ist das Leben eben. Bis zur Unkenntlichkeit verheiratet. Bis zur Unkenntlichkeit Mutter.

Müttergeschichten. Geschichten vom Nebenherleben. Geschichten von der System-Falle, der Beziehungs-Falle, der Ehe- und Familien-Falle. Wie viele sind an diesen Systemen seelisch verhungert und verdurstet.

Brüder- und Schwesternnovellen.

Kurzfassungen über Konkurrenz, Neid, Hinterhältigkeit. Streit.

Fehlende Räume. Fehlende Rückzugsräume. Fehlende Türen, um sie hinter sich zu schließen.

Es soll auch Novellen geben, die von Glück und Vertrauen, von tiefer Solidarität reden (manchmal aus der Not, um gegen den Vaterroman anschreiben zu können). Ja, ich hab davon gehört.

Und dann Großmütter, Onkel und Tanten, Cousinen und Cousins.

Manche ein Glück, aber genau die zu weit weg.

Und ein Besuch einmal im Monat oder noch seltener, ist zu wenig. Ist nicht Flucht genug. Tröstet nicht genug.

So tragen wir diese Sisyphuslast.

Wir alle tragen eine Familienbibliothek mit uns.

Nicht nur das.

Wir lesen darin, ob wir wollen oder nicht.

Die Schriften prägen unser eigenes Schreib-, sprich Lebensverhalten.

Sie diktieren uns ihre Sätze für unser eigenes Lebensbuch. Dominieren den Stil, die Ausdrucksweise.

Versuchen, uns in die gleichen Muster und Fallen zu locken. Versuchen, uns unkenntlich zu machen.

Vielleicht gelingt es ja – mit Hilfe von „Schriftsteller“-Freunden und –Freundinnen, – dass die mitgeschleppte Bibliothek sich langsam verwandelt in ein Archiv. Wir werden die Bibliothek nicht los. Aber womöglich können wir uns gegenseitig helfen, dass wir sie nur noch zum Nachschlagen, zur Information, zum Erkenntnisgewinn nutzen. Und dass diese Bibliothek sich nicht in unseren Blut- und Nervenbahnen einnistet und uns von innen heraus vergiftet.

Ich schreibe mein eigenes Buch. Das Buch meines Lebens.

Ich lasse darin lesen. Ich lasse mich befragen und darauf ansprechen, ob da nicht schon wieder ein Muster sichtbar wird, das nicht meines ist, dem ich eigentlich nicht folgen wollte, und doch...

Wir müssen unsere Lebensbücher teilen, einander mitteilen.

Nur so werden und bleiben wir Autoren und Autorinnen unserer selbst und verkümmern nicht zu Kopisten.

Nur so wandeln sich Bibliotheken in Archive.